

Die Tür am Rande der Welt

Ich war sechzehn, als ich sie zum ersten Mal singen hörte. Sie saß da, am offenen Fenster des Nordturms und summt ein Lied, das ich nie zuvor gehört hatte. Ihre Finger strichen gleichzeitig über die Blätter einer Pflanze, und unter ihrer Berührung wuchs eine zarte Blüte empor. Unsere Blicke trafen sich. Nur für einen Moment. Doch dieser genügte, um mein Herz zu stehlen.

Damals war ich Schüler an der Sir Henry School, mit dem Hauptfach Schriftmagie. Ihre Gabe hingegen war die Musik – und ich bewunderte es. Jeder Ton von ihr trug pure Magie. Weich und gefährlich zugleich. Wie die Lieder der Sirenen, die einst Seemänner ins Verderben lockten. Ich war alt genug. Und bereit, zu kentern.

Ich habe erst später ihren Namen erfahren. Elspeth.

Wie ein verliebter Trottel schenkte ich ihr eine Blume. In einer gemeinsamen Unterrichtsstunde irgendeines Nebenfachs sah ich sie dann wieder. Die Kornblume, zwischen den Seiten ihres Buches.

Ich glaube, in diesem Moment wusste ich, dass ich ihr etwas bedeutete.

Seitdem verbrachten wir viel Zeit miteinander. Ich schrieb für sie, sie musizierte für mich. Als sie dann fragte, ob sie meine Tür nutzen dürfe, zögerte ich nur einen Augenblick. Dieses Ziehen in meiner Brust, die aufsteigende Wärme, war einer dieser stillen, bedeutungsvollen Momente, die sich wie ein Versprechen anfühlten. Damals galt so eine Frage schon fast als Heiratsantrag. Denn eine Schwelle zu durchschreiten hieß, einen Teil von sich zu offenbaren. Mein Durchgang führte in das Schreibzimmer meines Vaters. Zu Tinte, Papier und dem schweren Geruch nach Druckerschwärze.

Kurz übermannte mich die Angst, sie würde sich umdrehen, wenn sie sah, wie wir lebten. Unser Haus war alt, eng, voller Bücher, aber arm an Licht und Luxus. Doch sie störte sich nicht daran. Sie ließ den Blick wandern, strich mit den Fingern über den alten Schreibtisch, nahm ein Notizbuch in die Hand und sagte nur: „Das riecht nach dir.“ Und ich wusste, ich würde sie nie wieder fortlassen. Nicht, wenn ich es verhindern konnte.

Seit diesem Tag hatten wir gemeinsame Träume.

Nicht große, aber bedeutende. Ein kleines Haus. Ein Garten mit wilden Kräutern und genug Kohl, dass jeder satt wurde. Kinder – irgendwann. Sie wollte mit mir die Welt sehen. Ich wollte mehr von ihren Liedern hören und Geschichten über sie schreiben.

Wir fanden eine Hütte am Rande des Dorfes. Enger als mein Elternhaus, zugig und alt, aber sie gehörte uns. Und das genügte. Wir sprachen von Orten, an denen wir sein wollten, wenn die Welt zu laut wird. Von Bergen und einem Blick aufs endlose Meer. Nur der Wind und kein Mensch. Ich dachte oft daran. Später schrieb ich einen Absatz darüber, ohne Ziel, ohne Absicht. Einfach nur, weil der Gedanke blieb. Und als wir die Prüfung ablegten, erschien die Tür in unserer Kammer. Unsere eigene.

Sie führte auf eine grüne Klippe, am Rand der Welt, mit Blick aufs Meer. Es war das, was wir uns erträumt hatten. Erfüllte Nachmittage mit Aussicht. Ein Garten, der unter ihren Händen wuchs und gedieh. Und wir hatten einander.

Damals glaubte ich noch, das Leben wäre lang. Lang genug für Listen. Für Pläne. Für später.

Ich erinnere mich nicht, wann genau sie nicht

mehr sang. Am Anfang war es nur ein Kratzen in der Stimme. Ein Ton, der zu hoch lag. Dann mied sie die Flöte, und irgendwann auch das Summen.

Wir sprachen nicht darüber.

Stattdessen pflanzten wir Kräuter im Garten, redeten über das Wetter und planten die nächste Reise. Sie schrieb zwei neue Orte auf die Liste. Still, fast so, als wollte sie mich damit beruhigen. Ich weiß nicht, ob sie es schon ahnte, dass wir diesen Weg nicht mehr gemeinsam gehen würden.

Vielleicht hat sie es gespürt. Vielleicht schwieg sie nur meinetwegen.

Dann war sie fort. An diesem Tag erblühten die Blumen ein letztes Mal in unserem Garten. Selbst der Lavendel, der wochenlang nur müde grau ausgesehen hatte, öffnete sich in einem Violett, das fast wehtat. Und der Wind hielt inne. Als würde auch er sie vermissen.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich neben ihr saß. Es könnten Stunden vergangen sein. Oder Tage. Irgendwann vergaß ich, wie man atmet. Wie man isst. Wie man trinkt. Ich weinte, bis alle Tränen versiegt waren. Hielt ihre Hand. Hoffte, dass sie mir ein winziges Zeichen geben würde. Dass sie ihre

Augen öffnete oder meinen Namen hauchte. Ein einziges, letztes Mal. Aber es kam nichts. Nur Stille.

Irgendwann spürte ich eine Hand auf der Schulter. Schwer, warm, und realer, als es in diesem Moment sein durfte. Doch ich wusste, wem sie gehörte, noch bevor ich den Kopf hob. Oionimus. Mein ältester Freund. Er sagte nichts. Nicht gleich. Stattdessen setzte er sich zu mir und nahm mich wortlos in den Arm. Und für einen Augenblick brach etwas in mir auf und ich konnte wieder weinen.

„Ich weiß, ich muss sie loslassen“, schluchzte ich, „aber ich kann nicht.“

„Angus“, sagte er leise. „Es ist schwer, wenn man einmal die wahre Liebe gefunden hat. Und doch ist sie bei dir. Immer.“ Er tippte mir auf die Brust. „Ihr Talent gehört der Erde. Sie wird sie aufnehmen. Umschließen und bewahren. Und du trägst ihre Erinnerung.“

Ich schüttelte den Kopf. „Ich will nicht, dass sie vergeht.“

„Nutze deine Gabe und schreibe, nur für sie. Lass die Welt sich an sie erinnern.“

Diese Worte brannten sich in jede Faser meines Körpers.

Ich weiß nicht, wie ich es geschafft habe. Nur, dass wir sie in Tücher hüllten und dass ich sie an jenen Ort brachte, an dem sie immer hatte sein wollen. Gemeinsam gingen wir durch unsere Tür. Ein letztes Mal zusammen.

Die Klippe lag still da. Das Meer glänzte silbern darunter, und der Wind trug ihre Stimme, als wäre sie noch da.

Unter einem niedrigen Baum, an dessen Stamm wir früher oft gelehnt hatten, betteten wir sie in die Erde.

Ich kehrte in unsere Hütte zurück, mied aber jene, die an der Tür klopfen. Nur für kurze Besorgungen ging ich noch ins Dorf. Überall hörte ich ihren Namen, leise, beiläufig und viel zu oft. Manche sahen mich mitleidig an, andere murmelten etwas, wenn ich vorbeiging. Nicht feindselig. Nur ... unsicher. Als wüssten sie nicht, was man mit einem Mann macht, der alles verloren hat.

Mein Herz war unendlich schwer. Der eiserne Klumpen in mir war kalt und hart, ohne sie.

In stiller Einsamkeit erinnerte ich mich an ihre Worte. Ihre Bitte: „Hör nie auf zu schreiben.“ Und an Oionimus, der sagte, ich solle meine Gabe

nutzen, damit die Welt sich an sie erinnere. Also schrieb ich.

Tage. Nächte, ohne Unterbrechung.

Meine Hand krampfte, Tinte verschmierte. Ich aß und schlief nicht. Bis der erste Band fertig war. Darin: Zeile für Zeile ein stilles Bekenntnis. Ein Liebesbeweis. Ich bannte ihre Stimme, ihren Duft und ihr Lachen auf das Papier. Und mit jedem Absatz legte ich ein Stück meiner Seele hinein, bis die Worte etwas in mir erweckten. Hoffnung.

Ich atmete tief durch und band es in Leder. Als ich den letzten Knoten zog, raschelte es leise. Die Seiten bewegten sich, flatterten durch das Manuskript wie von einem unsichtbaren Wind erfasst. Dann schlug der Einband wie von selbst zu. Ein erdiger Duft erfüllte den Raum, nach Moos, Wurzeln und regennasser Rinde. Es war ihr Element.

Die Magie war erwacht.

Kaum war der Einband geschlossen, vibrierte die Erde. Sie verlangte nach mehr.

Ich setzte die Feder erneut an. Die Tinte floss und mit jedem Wort verdichteten sich die Wolken. Regen prasselte aufs Dach. Die Welt weinte mit mir.

Ich erzählte vom Meer, von Tränen, von Erinnerungen. Von Wasser, fließend wie ihre Stimme. Bis das Werk vollendet war. Ich schlug es in Leder. Ein Blitz durchzuckte die Dunkelheit. Der Einschlag war nah, vielleicht in den Bäumen hinter dem Haus. Für einen Moment lag Rauch in der Luft. Doch ich kümmerte mich nicht darum. Der Regen würde es löschen.

Donner grollte über die Hütte hinweg, die Wände bebten. Ich zündete eine weitere Kerze an und widmete mich dem dritten Buch. Feuer. Die Zeilen wurden kürzer. Härter. Fast zornig. Das Licht flackerte, und der Raum wurde heiß. Ich schrieb, bis mir die Finger brannten und presste den Schmerz in Worte.

Und zuletzt die Luft. Der schwerste Band. Nicht wegen der Seiten, sondern wegen dem, was fehlte. Mein Talent war fast verstummt, ausgelaugt und leer. Selbst die Kerzenflamme war unbeeindruckt vom Versuch sie zu löschen. Nur ein zögerliches Zittern.

Vier Bücher lagen nun vor mir. Eingehüllt in Magie. Vier mächtige Folianten, jedes durchdrungen von Erinnerung und Verlust.

Erst da hob ich den Blick.

Und sah den Sturm.

Die Luft flimmerte. Die Hütte vibrierte. Die vier Bücher öffneten sich von selbst. Langsam. Zitternd. Wie lebendig geworden. Die Seiten des Feuerbuchs glühten auf. Daneben dampfte das des Wassers.

Ein schrilles Pfeifen durchdrang den Raum und ließ mir das Trommelfell schmerzen. Mit einem lauten Knall schlugen alle vier Folianten zu. Tinte spritzte an die Wände.

Ich zuckte zurück.

Nicht jetzt. Nicht so.

Sie durften sich nicht vernichten! War alles umsonst?

Dann riss der Boden auf. Nur ein schmaler Spalt, direkt vor dem Tisch. Das Holz ächzte, die Platte kippte gefährlich. Ich warf mich nach vorn, griff nach den Büchern. Sie durften nicht fallen. Nicht in den Abgrund rutschen. Eins nach dem anderen zog ich zu mir. Weg vom Rand und dicht an mich heran.

Da hörte ich sie. Ihre Stimme. So nah, als stünde sie direkt hinter mir.

„Angus.“

Ich drehte mich um – und sah sie.

Nicht so, wie sie am Ende war. Sondern wie ich sie liebte. Und mir zurückwünschte.

Sie lächelte und streckte die Hand nach mir aus. Ihr Lächeln ließ alles andere verblassen. Und ich ... ich glaubte. Nur für einen Moment. Der Himmel schrie. Nicht wie Donner. Eher wie ein Wesen, das zu lange im Käfig gehalten wurde. Der Boden bebte. Fenster barsten. Licht und Schatten tanzten über den Einband der Bücher.

Doch ich sah nur sie.

„Bist du ... für immer da?“ Meine Stimme war kaum mehr als ein Hauch. „Hat es ... funktioniert? Ich habe dich so vermisst.“

Elsbeth trat näher. Ihre Gestalt flackerte. Sie zitterte. Ich griff nach ihrer Hand, doch sie entglitt mir. Ein bitterer Geruch stieg mir in die Nase. Feuchte Erde und ... Tod. Das konnte nicht sein. Sie musste echt sein. Sie musste wieder zu mir kommen!

Ein Krachen. Dumpf, tief, wie berstende Wurzeln. Irgendwo draußen stürzte ein Baum. Vielleicht mehrere. Dann splitterte etwas über mir. Ein hässliches Reißen, wie morsches Holz, das unter Druck zerbricht. Ich blickte nicht auf, wagte

es nicht. Die Angst, sie könne wieder verschwinden, war zu groß.

„Bleib bei mir. Bitte!“ Ich brüllte aus purer Verzweiflung gegen das Tosen an. Versuchte erneut, nach ihr zu greifen, doch es war, als wäre sie nur eine Illusion. Hatte ich etwas falsch gemacht? Hatte es nicht gereicht?

Ich hörte ihre Stimme. Klarer als der Sturm, der um uns tobte.

„Angus, mein Liebster ...“

Ich ließ mich auf die Knie fallen.

Lebe ohne mich. Erfülle dir unsere Träume. Du kannst nichts für meinen Tod.“

Die Bücher begannen zu beben. Die Luft zog sich zusammen und nahm mir den Atem.

Ich schüttelte den Kopf, verzweifelt, haltlos. Wie sollte ich weitermachen – ohne sie? Ich wollte mit ihr gehen. Wenigstens ein Stück. Nur ein Schritt.

„Du musst mich loslassen.“

„Ich kann das nicht. Nicht ohne dich!“

„Angus! Du bist so viel stärker, als du denkst.“

Ein Riss zog sich durch die Decke und helles Licht flutete die Hütte. Regen peitschte auf mich herab und eisiger Wind zog hindurch. Es grenzte an

Wunder, das die Wände dem noch standhielten.

Dann stürmten Männer herein. Sie brauchten nicht lang, um den Ursprung des Chaos zu erkennen.

Ich brüllte. Ich flehte. „Nein! Die Bücher gehören mir!“ Elspeth trat für einen Moment dicht an mich. Legte ihre Hand auf meine Wange und ich bildete mir ein, sie spüren zu können. Sie wollte mich beruhigen, doch die Männer kamen immer näher. Unbändige Wut durchströmte mich. Dann spürte ich es wieder. Mein Talent. Es war da. Roh. Ungebändigt.

Ich breitete die Arme aus. Bündelte, was durch die zerborstenen Fenster in die Hütte drang. Kälte, Kraft, Bewegung.

Der Sturm war nicht mehr mein Feind. Ich war der Sturm.

Nicht länger war ich der, der Elspeth verloren hatte. Ich war der, der für sie kämpfte.

Ich schloss die Augen, breitete die Arme aus, bündelte die tobende Strömung, formte sie und ließ los. Der Wind gehorchte meinem Willen. Er wurde zu einer unsichtbaren Mauer, roh, kreisend, pulsierend.

Die Männer stemmten sich gegen die Böen, doch sie hatten keine Chance. Einer stolperte, ein anderer riss ihn mit. Ich trieb sie hinaus, weg von Elspeth und mir.

Nur dieser Moment zählte. Nur sie.

Ich wollte diesen so kostbaren Augenblick mit ihr allein. Und vielleicht, wenn ich nur lange genug glaubte, würde sie sich manifestieren. Ihre feste Gestalt annehmen.

Noch immer war sie vor mir, und ein zarter Hauch von Lavendel streifte meine Sinne. „Angus, du hast es versprochen.“ Ihr Blick flehentlich.

Atemlos und mit zitternden Fingern stand ich vor ihr. Sie füllte mein ganzes Denken aus. Der Sturm tobte, die Wände ächzten, irgendwo rief jemand meinen Namen, doch ich hörte nichts davon wirklich. Nur sie.

Ihre Augen suchten meine, weich, traurig. „Angus“, flüsterte sie, „du musst nicht kämpfen. Nicht mehr. Ich bin immer bei dir. Egal wo.“

Meine Lippen bebten und die Magie in mir flackerte. Die Wand, die ich aufgebaut hatte, wurde schwächer.

„Ich liebe dich“, hörte ich Elspeth. Sie hauchte

mir einen Kuss auf die Wange. Kalt, eisig und dennoch so voller Liebe, das mein Herz schmerzte. Dann spürte ich die Hand auf meiner Schulter. Ich versuchte sie abzuschütteln, doch vergebens. Ich fuhr herum. Oionimus stand hinter mir. Durchnässt, sein Gesicht gezeichnet von einer frischen Wunde. Er musste meine Wand durchdrungen haben.

„Du siehst sie doch auch, oder?“

„Angus – lass sie gehen. Sie gehört nicht hierher. Du zerstörst alles.“

„Ich kann nicht. Du weißt nicht, wie sehr es schmerzt. Ich kann nicht ohne sie sein.“ Ich wich zurück, stellte mich vor den Schreibtisch. Breitbeinig. Wie ein Wächter. Er würde nicht an sie herankommen. Nicht an die Bücher und nicht an Elspeth.

Ich sah, wie Männer näherkamen und nach ihnen griffen – jenen Artefakten, die mir Hoffnung geschenkt und zugleich alles aus dem Gleichgewicht gebracht hatten. Vielleicht ließ sich noch etwas retten. Wenn ich nur herausfand, was ich falsch gemacht hatte.

Das Luftbuch zuckte auf dem Tisch, wie ein Raubtier.

„Das ist nicht Elspeth! Das ist eine Reflexion deiner Verzweiflung. Und du weißt das!“, brüllte Oionimus.

Ich wollte davon nichts wissen. Wenn ich es so weit gebracht hatte – dann war sicher noch mehr möglich. Ich schüttelte den Kopf. „Geh weg!“

„Nein. Wir müssen das Dorf retten.“ Er streckte die Hand aus. Zögernd. Ehrlich. „Ich werde die Bücher mitnehmen. Sie müssen zerstört werden.“

„Nein!“

Ich schleuderte eine Windwelle in seine Richtung. Er stolperte, fing sich. Das Luftbuch sprang auf – ein greller Blitz zuckte durch den Raum. Oionimus schrie auf. Blut tropfte von seiner Hand. Ich warf mich erneut zwischen ihn und die Bücher – doch dann packten zwei Männer meine Arme. Einer riss mich zurück, der andere schlug mir etwas Hartes gegen den Kopf. Schmerz explodierte in meinem Schädel. Ich taumelte, verlor das Gleichgewicht und sackte auf die Knie. Die Windmagie zischte unkontrolliert durch die Hütte.

Oionimus kämpfte sich nach vorn, schützte sein Gesicht vor dem aufgewirbelten Chaos, dann griff er zu. Und nahm es. Das Luftbuch.

Die anderen Bücher wurden still. Wie beleidigte Götter. Ich sah mich um, doch Elsbeth verblasste. Sie warf mir noch einen letzten, liebevollen Blick zu. Kurz darauf war sie fort. Erneut.

„Ihr werdet euch eines Tages wiedersehen. Wenn es so weit ist“, sagte Oionimus leise.

Mein Herz zerbrach entzwei, ich spürte es. Wie Glas unter Druck. Um mich: Splitter. Rauch. Und Leere – so wie in mir.

Die Magie zerfiel. Der Sturm ebte ab. Die Bücher waren verschwunden. Das letzte hielt Oionimus. Schweigend ging er an mir vorbei, legte mir die Hand auf die Schulter. Wie ein alter Freund. Doch ich spürte nichts mehr.

Wieder lag ich nur da. Es tropfte auf mich herab, durch das Loch im Dach und versorgte mich mit dem Lebensnotwendigsten. Als würde Elspeth dafür sorgen, dass ich nicht zugrunde ging. Ab und zu schaute jemand bei mir vorbei. Doch nur um zu sehen, wie es um mich bestellt war. Sie sprachen über mich, als wäre ich nicht anwesend. Der Irre mit dem Sturm. Der Totenschreiber. Ein Narr. Ein Gottspieler.

Schließlich rappelte ich mich auf, reparierte

notdürftig die Tür, um sie vor den anderen schließen zu können. Ich flickte das Dach und besserte Risse aus, wo es nur ging. Die Hütte, die einst voller Liebe hier am Rande des Dorfes gestanden hatte, war kaum wiederzuerkennen. Ich hatte sie zerstört. Ich hatte alles verloren, was mir teuer und heilig gewesen war.

Irgendwann kam keiner mehr. Nur Oionimus. Wochen später. Er trat schweigend ein. Setzte sich nicht.

„Wo ist das Buch?“, fragte ich.

„Sicher verwahrt.“

Ich atmete tief durch.

„Du hast sie gesehen! Es hätte funktioniert. Ich hätte den Fehler gefunden!“

„Ich weiß, wie echt es sich angefühlt hat.“

Ich drehte mich weg. Wollte es nicht hören. Doch er sprach weiter.

„Es war ein Trugbild. Du weißt es. Kein Buch der Welt kann sie zurückholen. Es war Schattenmagie. Und sie hätte dich vernichtet. Und das Dorf mit dir.“

Ich sagte nichts.

Er trat einen Schritt näher, legte mir kurz die

Hand auf den Rücken. „Wenn du mich brauchst ... ich bin für dich da.“ Dann ging er. Und ließ mich zurück.

Irgendwann, als vom Regen wieder Kräuter im Garten wuchsen, begann ich, ein wenig Ordnung zu schaffen.

Ich fand sie unter einem Stapel zerknitterter Seiten. Die Liste. Ihre Ziele. Unsere Träume. Einen Berg besteigen. Im kühlen Nass des Meeres baden. Kinder bekommen. Angus' Märchenbücher lesen. Ich faltete sie sorgfältig zusammen und steckte sie ein.

Bei Besorgungen im Dorf spürte ich die Abneigung. Fensterläden klappten zu, sobald ich den Weg entlangging. Das Tuscheln wurde lauter. Bald war nicht mehr ich das Gesprächsthema, sondern mein ehemals bester Freund. Oionimus, hieß es, habe eine neue Stelle angetreten. Hüter der Quelle nannten sie ihn. Und dann hörte ich etwas, das mir eiskalt ins Mark fuhr. Man sagte, er würde ewig leben.

Das war der Tag, an dem ich dem Dorf den Rücken kehrte. Ich nahm alles, was ich greifen konnte, sogar ihre Pflanzen und den Tontopf mit

dem Riss, den sie so sehr liebte. Ein allerletztes Mal ging ich durch unsere magische Tür, dann zerstörte ich sie.

Ich setzte mich auf einen Stein, zog die Liste hervor, glitt mit den Fingern über ihre Schrift. Dann legte ich sie behutsam in das Notizbuch, das ich bei mir trug – zwischen die ersten Seiten, als wollte ich unsere Träume damit bewahren. Und begann zu schreiben. Von dem, was geschehen war. Und von dem, was noch kommen würde. Darunter auch Märchen und Gedichte.

Für Elspeth.

„Ich weiß nicht, ob du hier bist, meine Liebste.

Aber wenn du es bist – dann an diesem Ort.

Ich höre dich manchmal in den Kräutern rascheln.
Und der Wind trägt Lieder, die ich nie geschrieben habe.“

Ich hielt inne. Für einen Herzschlag war es, als würde sich das Gras an meiner Seite neigen. Als würde jemand dort sitzen, leise atmend, mit Lavendel in den Haaren. Ich lächelte. Dann klappte ich das Buch zu – und der Wind nahm unsere Geschichte mit, hinaus aufs offene Meer.